

Wir sind so einsam, wie wir uns machen

Manche suchen sie, andere trifft sie jäh: Um Einsamkeit zu bekämpfen, müssen wir lernen, was einsam sein heisst. Von Janosch Schobin



Einsamkeit hat viele Gründe. Nicht immer ist sie mit äusseren Umständen zu erklären.

RAFAL MILACH / MAGNUM / KEYSTONE

Die Einsamen stellt man sich, nicht zuletzt in der Politik, oft als Menschen vor, die durch die Drangsale des Alters oder den Mangel an Glück in eine soziale Sackgasse gedrängt wurden; als Menschen, die den Kontakt zu Familie, Freunden und Bekannten verloren haben. Sie sind nicht gern einsam, können ihre Lage aber nicht ändern. Sicherlich gibt es solche Menschen, es gibt sie auch in grosser Zahl. Aber die Wege in die Vereinsamung sind vielfältig. Will man ernsthaft zu einer Politik wider die Einsamkeit gelangen, kommt man nicht umhin, sich ein genaueres Bild zu verschaffen, welche Einsamkeiten es gibt und wie unsere Gesellschaft sie erzeugt. Einsamkeit kann viele Gründe haben. Sie gehört zum Beispiel zu Bildungspassagen. Deswegen kommt sie in fast jedem Entwicklungsroman vor. Die Einsamkeit – oft in der Fremde – ist eine Zeit der Verpuppung, in der sich eine Metamorphose vollzieht. In den biografischen Erzählungen des Alltagslebens, die die Soziologie sammelt, werden solche Erfahrungen oft prosaischer verpackt. Da beginnen junge Leute etwa eine Berufsausbildung. Damit einher geht die Suche nach neuen Freunden oder nach einer Liebesbeziehung für den langen Weg ans Ende der Jugend.

Brücken selbst ab. Der alte Rousseau war ein solcher Einsamer: Immer misstrauischer geworden, dem Verfolgungswahn nah, war er sich nie zu schade, jemanden zu vergraulen, der für ihn Sympathien hegte. Leute wie er sind schwer zu befragen und finden sich kaum in sozialwissenschaftlichen Umfragen wieder. Wie viele es von ihnen gibt, wer kann es sagen? Zu beobachten ist allerdings, dass sich seit Jahren die Karteien der Ordnungsdienste mit den Fällen alter Männer füllen, die niemand bestatten möchte. Einige Parteigänger Rousseaus dürften unter ihnen sein.

Eine besondere Art von Einsamen stellen die Menschen dar, die man, angelehnt an Max Stirner, die Einzigen nennen könnte: Sie suchen die Einsamkeit, um ihr eine politisch-religiöse Erfahrung abzutrotzen. Zu unterscheiden sind die Einzigen zunächst einmal von ihren Kollegen, die das wohldefinierte Alleinsein schätzen – also von den meisten Menschen –, sowie von denen, die die psychologische Extremerfahrung totaler Isolation machen möchten, um etwas über die Grenzen ihrer psychischen Belastbarkeit zu erfahren.

Bei Letzteren dürfte es sich um eine Minderheit handeln. Die Einzigen sind Menschen, die in der Einsamkeit ein individuierendes Prinzip erkennen. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett nennt zwei Varianten dieser Art: die Träumer und die Andersartigen. Beide suchen die Einsamkeit, erhöhen und steigern sie, so gut sie es können. Die Träumer sind anarchische Rebellen. Sie wollen eine radikal andere Welt und geraten so in eine Dehumanisierungsfalle: Die anderen werden unwirklich und abstrakt, weil sie dem Ideal so fern sind.

Die Einsamkeit der Andersartigen ist damit verwandt, nur andersherum gepolt: Sie gewinnen ihren Wirklichkeitssinn aus der Erfahrung, mit den je besonderen Anderen nichts gemein zu haben. Ihre soziale Anerkennung ziehen sie aus dem negativen Unterschied zu ihrem konkreten Gegenüber. Wer sich einen Eindruck davon machen möchte, wie sich eine solche Gesinnung im Extremfall darstellt, sei auf Interviews mit Klaus Kinski verwiesen.

Rousseau, der Misanthrop

Einsamkeit stellt sich mitunter selbst in guten Ehen ein, etwa weil die verblasste Jugend als Enttäuschungszone zurückkehrt. Oder sie erwischt Menschen, weil sie jemandem, der vor seiner Zeit gestorben ist, die Treue halten. Für wieder andere ist die Einsamkeit weder Passage noch Endstation, sondern ähnelt dem Wechsel der Gezeiten. Sie holt sie ein und spuckt sie wieder aus, nur um sie sich erneut zurückzuholen. Chronisch depressive Menschen erleben die Einsamkeit oft auf diese Weise, wobei schwer zu sagen ist, was zuerst da war: die Depression oder die Einsamkeit.

Bei wieder anderen Menschen kommt die Einsamkeit als kriechend fortschreitende Misanthropie daher. Sie werden nicht ausgeschlossen, sondern reissen die

Was diese knappen Schilderungen andeuten sollen: In den Träumern und Andersartigen gärt eine politische Radikalität, die sich gegen jede gesellschaftliche Ordnung richtet. Ihnen politisch entsprechen zu wollen, ist ein in sich widersprüchliches Unternehmen. Aber zum «Beifang» einer Politik der Einsamkeit gehören sie allemal.

Die Hölle der Nachkriegsfamilie

Bemerkenswert ist auch, dass die politische Agenda gegen Einsamkeit gerne vor dem Hintergrund einer Verfallsgeschichte gerechtfertigt wird: Die modernen Gesellschaften altern, das soziale Band wird spröde, der Individualismus zerstört den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Oft sind diese romantischen Theorien nicht allzu ernst gemeint. Sie sollen das Lebensgefühl von demografischen Zielgruppen spitzeln, von denen vermutet wird, dass sie den Verfall ihrer Körper auf die Gesellschaft übertragen. Aber das ist zum einen ein unredliches Spiel, zum anderen entspricht diese Theorie nicht der Datenlage.

Der Fehler beginnt beim «Früher». Gemeint ist die Zeit vor den Liberalisierungen der sechziger und siebziger Jahre, als die Kernfamilien kinderreich und die Norm waren. Eine Zeit, in der das kollektive Leben verbindlich, die Zukunft rosig und die Alten von heute jung waren. Tatsächlich dürfte es kaum ein einsames Jahrzehnt im 20. Jahrhundert gegeben haben als das lange Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg.

Nichts vereinsamt so stark wie der Verlust elementarer sozialer Bindungen. Der Verlust von Grosseltern, Eltern, Kindern, Geschwistern und Freunden war in Europa eine Kollektivverfälschung. Für viele, besonders für jüdische Menschen, waren die Verluste nahezu total. Hinzu kommt, dass das Zusammenleben mit den übriggebliebenen oft als Belastung wahrgenommen wurde.

Die kleine Hölle der Nachkriegsfamilie, mit ihren traumatisierten Vätern, Müttern und ihrer von Alexander Mitscherlich diagnostizierten «Unfähigkeit zu trauern», trug zur Verbreitung eines Gefühls der Vereinsamung bei.

Die Liberalisierungen der sechziger und siebziger Jahre lassen sich nicht durch einen einzigen Prozess verstehen, aber ein elementarer Aspekt war ihr Versprechen, die Einzelnen von der Kernfamilie der Nachkriegszeit zu befreien.

Mehr Freiheit

Mehr Liberalität heisst weniger Einsamkeit, weil Letztere durch internalisierte Ablehnungserfahrungen begünstigt wird – ein Umstand, der sich auf viele Formen der Diskriminierung im Hinblick auf Alter, sexuelle Orientierung, soziale Herkunft oder ethnische Zugehörigkeit anwenden lässt. Die fortschreitende Emanzipation der Frauen und die damit verbundene Zunahme von Scheidungen sind aus ähnlichen Gründen positiv zu sehen. Kaum etwas verhindert Einsamkeit so nachhaltig wie eine harmonische Partnerschaft. Sich einfacher trennen und wieder verpartnern zu können, ist ein Programm gegen Einsamkeit. Zugebenermassen erzeugt dieser Prozess auch neue Einsamkeiten, etwa bei Scheidungskindern oder bei Getrennten, die keinen neuen Partner finden. Rechnet man jedoch Gewinne und Verluste auf, kommt am Ende weniger Einsamkeit dabei heraus. Je geringer die Geschlechterungleichheit, desto seltener die Einsamkeit.

Braucht es demnach keine Politik gegen die Einsamkeit? Demografisch betrachtet, werden die europäischen Gesellschaften in den kommenden fünfzehn bis zwanzig Jahren vermutlich mehr Einsamkeit zu gewärtigen haben. Die Pluralisierung der Lebensformen, die mit der Liberalisierung westlicher Gesellschaften einhergeht, ist ein Prozess, in dem der Anteil der jederzeit kündbaren Beziehungen am sozialen Netz der Menschen im Mittel zunimmt. Deswegen dynamisiert sich die Wahlwelt.

Wenn man die Arbeitsstelle wechselt, wenn Kinder geboren werden oder das Haus verlassen, wenn man sich trennt oder wenn der Partner stirbt, muss das soziale Netz erneuert werden. Zum anderen sind die gewählten engen Beziehungen durch eine Konzentration auf das Wesentliche gekennzeichnet. Der dritte Bruder, die siebte Tante und der zwölfte Cousin sind in dichten Verwandtschaftsgefügen einfach da. Aber wer unterhält freiwillig ein paar zusätzliche Freundschaften, falls es einmal einen «Auftrücker» brauchen sollte?

Wir leben bereits in einer Zeit, in der für einen Grossteil der Bevölkerung der Ausfall eines wichtigen Menschen reicht, damit die sozialen Kontakte sehr dünn werden. Es wäre vorausschauend, die Sozial-, Arbeitsmarkt- und Gesundheitspolitik stärker unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, wie sie soziale Bindungen stärken und Vereinsamung mildern können. So lassen sich die Errungenschaften der letzten fünfzig Jahre klug und unromantisch verteidigen.

Der Soziologe Janosch Schobin lehrt an der Universität Kassel. Der Text ist die gekürzte Fassung eines Referats, das an der Tagung «Einsamkeiten» der Stiftung Lucerna in Luzern gehalten wurde.

ANZEIGE

JUNIOR BALLET ZÜRICH
Stream vom 27.2.21 – online verfügbar bis Ende April unter theaterwinterthur.ch
Impulse, neue Choreografien von Bryan Arias, Craig Davidson und Juliano Nunes

THEATER WINTERTHUR
theaterwinterthur.ch

Verlagsbeilage Steuern sparen

